Hench

Über einige Epitheta der mhd. Poesie.

Rede
beim Antritt des Prorectorates

der

Königlich Bayerischen

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

am 4. November 1889 gehalten

von

Dr. Elias Steinmeyer,
ordentlichem Professor der deutschen Sprache und Litteratur.

ERLANGEN.
Druck der Universitäts-Buchdruckerei von Junge & Sohn.
1889.

Collegen! Commilitonen!
Hochansehnliche Versammlung!

Zum ersten Male vollzieht sich heute die Feier des Geburtsfestes der Friderico-Alexandrina und der gewohnheitsgemäss damit verbundene Wechsel des Prorectorates in den neuen, lichten und prächtigen Räumen, welche die Gnade Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten, die Fürsorge der Kgl: Staatsregierung und das Wohlwollen des Landtags uns eröffnet hat. Dankerfüllten Herzens freuen wir uns, dass langgehegte Wünsche ihre endliche Verwirklichung erfahren haben. Aber die Freude entspringt nicht sowohl dem Gefallen an äusserem Glanze, als vielmehr der Überzeugung, dass der Neubau dieses Hauses eines der wichtigsten Glieder in der langen Kette von Massnahmen bildet, welche dazu bestimmt sind, unserer hohen Schule den erfolgreichen Wettkampf mit allen ihren Schwestern in deutschen Landen zu ermöglichen, und welche sie befähigen sollen, nicht nur auf einzelnen, sondern auf sämtlichen Gebieten menschlichen Wissens hervorragendes zu leisten. Weitere, wesentliche Fortschritte auf dem Wege zu diesem Ziel wird, so vertrauen wir, das jetzt beginnende akademische Jahr in seinem Verlaufe herbeiführen. Denn in gerechter Würdigung der zahlreichen noch unbefriedigten Bedürfnisse des Unterrichts hat die Kgl. Staatsregierung, der wir dafür unseren ehrerbietigsten Dank auszusprechen uns gedrungen fühlen, die Bewilligung mehrerer grösserer Institutsbauten und einer ansehnlichen Summe zu Bibliothekszwecken bei dem Landtage nachgesucht. Möchten die Volksvertreter, wenn sie darüber ratschlagen, erwägen, dass die Jugend, deren Heranbildung den Universitäten obliegt, Deutschlands kostbarsten Besitz bezeichnet, denjenigen, auf welchem all seine Hoffnung, all seine Zukunft beruht, und dass nirgends

Sparsamkeit übler angebracht ist als dort, wo es sich um die Pflege idealen Sinnes handelt.

Aber nicht sowohl mit Worten als mit der That haben wir der vorgesetzten Behörde zu danken. Denn stattliche Paläste und reiche Geldmittel verhelfen einer Hochschule nur dann zur Blüte, wenn der Geist der Forschung in ihr lebt. Handelt es sich doch bei dem Universitätsunterricht weit weniger um die Tradierung von Kenntnissen als darum, wissenschaftlich denken zu lehren. Eine Wissenschaft aber, die stillsteht, eine Wissenschaft, die nicht in steter Umgestaltung durch die Forschung begriffen ist, gibt es nicht oder sollte es nicht geben. Darum wird nur derjenige seiner Aufgabe als akademischer Lehrer ganz und voll genügen können, welcher mitten in der Forschung steht; und darum hat Jeder unter uns die Pflicht, in dem Eifer der Arbeit nicht nachzulassen, sondern ernstlichst darauf bedacht zu sein, den ihm anvertrauten Wissenszweig mit neuen Erkenntnissen zu bereichern. Solche neuen Erkenntnisse zu gewinnen, bestehen aber in den historisch-philologischen Disziplinen wie in den Naturwissenschaften nur zwei Wege. Entweder wird das bisher bekannte und verwertete Material unter einem neuen Gesichtspunkte betrachtet, eine Hypothese aufgestellt, ein Experiment veranstaltet. Oder man vermehrt das Untersuchungsmaterial und zieht aus der vollständigeren Induction sicherere Schlüsse. In vielen, ja den meisten Fällen werden beide Wege gleichzeitig eingeschlagen. Es versteht sich, dass nicht jede Hypothese, nicht jedes Experiment zu einem Ergebnis führt, denn nicht jede Möglichkeit ist eine Wirklichkeit. Aber mögen auch noch so viele Versuche resultatlos ausfallen, aller Fortschritt der Wissenschaft basiert darauf, dass immer neue Hypothesen erdacht, neue Experimente gemacht werden; schafft doch jeder Gesichtspunkt, der sich als fruchtbar erwiesen hat, Arbeitsstoff für Generationen und steigert damit den Besitzstand der Disziplin.

Freilich befinden sich die Naturwissenschaften den historisch-philologischen Fächern gegenüber in unvergleichlich bevorzugterer Lage. Denn die letzteren verfügen niemals über ein absolut, sondern im besten Falle über ein relativ vollständiges Material, wie es eben die Gunst oder die Ungunst der Verhältnisse auf unsere Zeiten, zu unserer Kunde hat gelangen lassen; sie dringen deshalb auch nie zu absoluten Wahrheiten hindurch, sondern bloss zu relativen; was wir nach dem augenblicklichen Stande unseres Wissens für erwiesen anzusehen berechtigt sind, kann im Lichte neuer Funde ganz wesentliche Modificationen erfahren. Wenn ich daher mich

anschicke, Ihnen eine Hypothese aus dem Bereiche der von mir vertretenen Spezialdisziplin zu unterbreiten, so muss ich Ihre Nachsicht dafür in Anspruch nehmen, dass Mangels ausgiebiger Quellen mehrfach nur Wahrscheinlichkeit, nicht Gewissheit sich wird erreichen lassen.

Das Studium der mhd. Litteratur hat innerhalb der deutschen Philologie für die Forschung wie für die Lehre stets eine centrale Stellung eingenommen. Und mit vollstem Rechte. Kein germanisches Idiom zeitigte eine gleich mannigfaltige und gleich formvollendete Poesie: an die reife Kunst eines Wolfram von Eschenbach oder eines Gottfried von Strassburg reicht kein Germane des Mittelalters heran. Feinheit der Observation, präzise Hermeneutik, höhere wie niedere Kritik, kurz alle Werkzeuge philologischer Technik lassen sich hier am wirksamsten handhaben und in ihrer Handhabung zeigen. Und wenn auch unsere moderne Sprache nicht in einem direkt töchterlichen Abstammungsverhältnis zu der mhd. steht, so bildet doch intime Vertrautheit mit dieser die notwendige Voraussetzung für jedes historische Verständnis des nhd. Darum hat der grosse Pfadfinder klassischer und deutscher Philologie, Karl Lachmann, gerade dem Studium der mhd. Poesie die Kraft seines reichen Geistes zugewandt und ihre Chronologie, ihren Sprachgebrauch, ihre metrischen Gesetze festzustellen gestrebt. Von den Früchten seiner Arbeit zehren wir bis auf diesen Tag: namentlich sind es die von ihm entdeckten Regeln der mhd. Metrik, welche, im einzelnen zwar vielfach angefeindet, im ganzen aber nicht widerlegt, noch heute herrschen. Indessen basierte Lachmann seine Schlüsse auf die verhältnismässig geringe Anzahl von Dichtungen, welche in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts zugänglich waren. Seitdem hat sich unsere Kunde verdoppelt oder verdreifacht. Es ist deshalb eine der dringendsten bisher versäumten Aufgaben der deutschen Philologie, die Untersuchung auf Grund des gesamten nunmehr zu Gebote stehenden Materials wieder aufzunehmen. Sie muss aber zugleich so geführt werden, dass ein Jeder nachzuprüfen in der Lage ist. Denn es verträgt sich mit dem Begriffe der Wissenschaft nicht, dass ihre Resultate als Glaubenssätze hingestellt werden, sie sollen vielmehr Punkt für Punkt controlierbar sein. Eine wesentliche Vorarbeit zu diesem Ziele würde ein umfassendes Verzeichnis der mhd. Reime bilden. Bekannter Massen hatte sich Lachmann ein solches für die ihm erreichbaren Dichter angelegt und wurde dadurch zu mehreren seiner wichtigsten metrischen Beobachtungen geführt.

Jedoch volle Induction und ein Reimlexikon sind auch in anderer als der metrischen Hinsicht von Nöten. Wir pflegen insgemein das Alter eines mhd. Gedichtes nach der grösseren oder geringeren Genauigkeit seiner Reime zu bestimmen, wofern nicht eigene Angaben des Poeten über die Abfassungszeit, Anspielungen auf historische Ereignisse oder auf andere Dichter und deren Werke eine präzisere Datierung verstatten. Aber abgesehen davon, dass das Mass der Reimgenauigkeit auch bei Zeitgenossen und Landsleuten ein recht verschiedenartiges sein kann, so ergeben sich immer nur sehr ungefähre Altersgrenzen; über vage Urteile wie: erste Hälfte, zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, kommt man selten hinaus. Vollends versagt das Kriterium, wo es sich um ein sehr ungenau reimendes Denkmal handelt und entschieden werden soll, ob Entstehung im 12. oder im 14. Jahrhundert anzunehmen ist. Erst jüngst haben wir erlebt, dass ein hervorragender Forscher die bisher allgemein und meines Erachtens durchaus mit Recht der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zugeschriebenen Satiren des Heinrich von Melk in das 14. Jahrhundert versetzte. Unter diesen Umständen empfiehlt es sich, nach anderen Kriterien Ausschau zu halten, welche festere chronologische Stützen zu gewähren vermögen. Zu dem Ende lenke ich die Aufmerksamkeit auf den Wortschatz und seine Metamorphosen. Es versteht sich bei der emsigen Thätigkeit, die seit Decennien auf mhd. Gebiete herrscht, von selbst, dass man längst beobachtet hat, wie mit dem Ausgang des 12. Jahrhunderts französisches Sprachgut in plötzlicher Fülle bei uns eindringt, oder wie um die gleiche Zeit Ausdrücke, die bisher üblich gewesen waren, veralten und durch andere ersetzt werden: beides eine Folge veränderter Lebensauffassung und veränderten Geschmackes. Diese Observationen waren indess mehr sporadischer Natur und ermangelten zumeist der vollständigen Induction, oder sie bezogen sich auf seltenere und dialektische Worte, die leichter die Aufmerksamkeit erregten. Es handelt sich vielmehr darum, die Zeit des Auftretens solcher Ausdrücke zu constatieren, welche nicht auf bestimmte Gegenden Oberdeutschlands oder auf einzelne poetische Gattungen beschränkt sind, welche ferner so häufig begegnen, dass ihr Fehlen in früheren Perioden nicht auf Zufall beruhen kann. Dass in dieser Richtung bisher verhältnismässig wenig gearbeitet wurde, liegt wohl daran, dass unsere Lexika begreiflicher Weise den selteneren Worten höheres Interesse entgegenbringen als den allgemein gebräuchlichen, zumal wenn diese keine von der nhd. abweichende Bedeutung besitzen, sowie daran, dass es nicht Jedermanns Sache ist,

Hunderttausende von Versen auf das Vorkommen einzelner Ausdrücke hin zu durchmustern.

Ich lade Sie ein, mir für wenige Minuten auf die Worthaide zu folgen. Zuvörderst lege ich Ihnen kurz die Entwickelungsgeschichte von vier mhd. Adjectiven dar.

Das heutigen Tages in mannigfacher Verwendung ungemein übliche Eigenschaftswort *klar* ist der ahd. Sprache noch gänzlich fremd. In der mhd. Dichtung begegnen das Substantiv *klâricheit* und das Adverb *klârlîche* [1]), welche beide das Vorhandensein des einfachen *klâr* voraussetzen, zuerst bei dem armen Hartmann, dem Verfasser einer poetischen Paraphrase des nicaeno-constantinopolitanischen Glaubensbekenntnisses, die man der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zuschreibt [2]). Ferner findet sich *klâr* und *klârheit* einige Mal in den Marienliedern einer Hannoverschen Handschrift [3]), *klâr* sodann um 1170 in den Fragmenten des Floyris [4]) und im Alexander der Strassburger Redaction [5]). Endlich steht, um die gleiche Zeit etwa, das Adjectiv mehrfach zu lesen in dem Servatius des Heinrich von Veldeke und in seinen Liedern [6]). Die genannten Denkmäler sind sämtlich am Mittel- oder am Niederrhein entstanden. Auffälliger Weise aber bedient sich derselbe Veldeker des Wortes in seiner Eneit nirgends. Man hat nun die meinem Dafürhalten nach zutreffende Bemerkung gemacht [7]), dass Heinrich sein ritterliches Epos von Haus aus mit Rücksicht auf das deutsche, nicht auf das niederländische Publikum verfasst habe, und hat auf diese Weise die zahlreichen sprachlichen Unterschiede zwischen dem Servatius und den Liedern einerseits, der Eneit andererseits erklärt. Wenden wir diese Beobachtung auf den vorliegenden Fall an, so würde folgen, dass das Adjectiv *klâr* am Niederrhein aus lat. *clarus* — denn lautliche Gründe verbieten, an eine Herübernahme des franz. *clair* zu denken — entlehnt wurde, wohl am frühesten in der geistlichen Dichtung, und dass es zu des Veldekers Zeiten im eigentlichen Deutschland entweder überhaupt noch nicht oder mindestens ihm nicht bekannt war. In der That treffen wir bei den süddeutschen Poeten vor Wolfram von Eschenbach *klâr* nur ganz vereinzelt [8]): die Belege gehören überwiegend alemannischen Quellen an und keiner von ihnen geht über die Mitte der achtziger Jahre des 12. Jahrhunderts hinauf. Fast immer wird es da von Sachen ausgesagt, vom Auge, Gold, Tag, Leib, Licht, von der Sonne, nicht von Personen, und überall, bis auf eine Ausnahme in der, wie man annimmt, um 1185 zu Augsburg verfassten oberdeutschen Servatiuslegende, steht es unflectiert im Reime. Auf das schärfste unterscheidet sich davon

der Gebrauch bei Wolfram. In seinen Werken begegnen *klâr*, *klârlich*, *klârheit* nicht weniger als 170 mal. Eine Beschränkung auf den Reim existiert hier nicht. Und die Hauptsache: *klâr* wird mit Vorliebe auf Personen, insbesondere auf solche weiblichen Geschlechts, angewendet, es gilt als generell hervorhebendes Epitheton [9]): 'die klare Frau' besagt nichts anderes als 'die schöne Frau'. Von Wolfram an herrscht dieser Usus in der ganzen mhd. Poesie ziemlich allgemein, obschon allerdings nur seine privilegierten Nachahmer, wie Berthold von Holle, Reinbot von Dorn, der Pleier, die Verfasser des Mai und des Ernst D, sich mit annähernd gleicher Häufigkeit des Adjectivs bedienen, und dauert fort bis in das 17. Jahrhundert [10]). Indessen die älteren rheinischen Dichter, von denen vorhin die Rede war, und ihnen folgend später der Hesse Herbort von Fritzlar [11]) kennen jene Schranken nicht, welche die oberdeutschen Poeten vor Wolfram sich auferlegen: sie gebrauchen das Wort fast ebenso oft im inneren Verse als im Reime und beziehen es nicht bloss auf Sachen, sondern auch auf Personen, wenngleich es bei ihnen kaum je als Epitheton ornans fungiert.

Ich wende mich zu einem anderen Eigenschaftsworte. *Wert* in dem Sinne von 'lieb, theuer, geehrt' hat sich bis auf unsere Tage in einigen festen Verbindungen erhalten. Wir sprechen von einem 'werten Freunde', obwohl dieser Ausdruck bereits zu veralten beginnt und durch den devoteren 'verehrten Freund' ersetzt zu werden pflegt; wir reden von 'wertschätzen' und 'Wertschätzung'. Noch am häufigsten wird das Wort in der formelhaften Frage anmeldender Dienstboten: 'darf ich um den werten Namen bitten?' an unser Ohr klingen. Wie steht es damit in der älteren Sprache? Allerdings ist *wert* weder den ahd. Denkmälern noch dem altsächsischen Heliand in dieser Bedeutung fremd — denn die allgemein übliche Construction mit einem Genetiv zum Ausdruck von 'dignus aliqua re' lasse ich hier aus dem Spiele —: aber bis auf eine wahrscheinlich missverstandene Stelle bei Otfried [12]) begegnet es stets nur in praedicativer, nie in attributiver Geltung, dient also niemals als Epitheton und ermangelt sogar ahd. zumeist der Flexion. Mhd. herrscht bis in die siebenziger Jahre des zwölften Jahrhunderts folgender Usus: entweder finden wir die Formel *der* oder *diu gotes* oder *gote werde*, zur Bezeichnung eines frommen Mannes oder einer frommen Frau, oder aber das Adverbium *werde* 'in würdiger, angemessener Art' [13]). Beide Wendungen sind auf den Reim beschränkt. Ausserdem kommen in der ganzen oberdeutschen Dichtung der Zeit nur noch drei sichere Fälle vor, an

denen *wert* praedicativ nach ahd. Weise erscheint [14]), endlich ein vereinzeltes Beispiel für attributiven Gebrauch [15]): von diesen vier Belegen stehen drei im Reime. Die ältesten Quellen, in welchen das Adjectiv, ohne an den Reim gebunden zu sein, mehrfach attributiv und dem Substantiv, das es näher bestimmen soll, nicht nur nachgesetzt, sondern auch vorangestellt auftritt, sind wiederum die rheinischen Marienlieder und des Veldekers Servatius [16]). Desselben Dichters Eneit hingegen bedient sich zwar ebenfalls des Epithetons, aber nur viermal und dann stets im Reime und immer von Personen ausgesagt [17]): also scheint damals dem deutschen Publikum die Art der Verwendung, welche die niederrheinische Poesie liebt, noch nicht geläufig gewesen zu sein. In der oberdeutschen Dichtung der achtziger und neunziger Jahre erscheint denn auch *wert* als Epitheton nicht gar häufig, und immer nur persönlichen, nicht sächlichen Begriffen beigefügt, zum Beispiel: *der werde man, gast, bote*, höchstens noch *lîp* [18]). Total andere Verhältnisse treten uns bei Wolfram von Eschenbach und seinen Nachahmern entgegen: hier hat sich *wert* zu einem allgemein hervorhebenden Beiwort ausgewachsen, welches ebensowohl Sachen wie Personen beigelegt werden kann und so häufig angewendet wird, dass eine Zählung der Beispiele überflüssige Mühe wäre. Man liest also jetzt von einem *werden gruoz, prîs*, einer *werden minne, kunst, meisterschaft*. Wie massgebend in diesem Betracht die Wirkung Wolframs auf die späteren Dichter war, ersieht man recht deutlich an seinem und unserem Landsmann Wirnt von Grafenberg. Dieser fränkische Ritter verfasste den Roman Wigalois mit den stilistischen Mitteln der geistlichen Poesie und geschult an der Lectüre Hartmanns von Aue. Als er aber sein Werk ungefähr bis zur Hälfte vollendet hatte, lernte er die ersten Bücher des Parzival kennen und nunmehr verstattete er, hingerissen von der eigenartigen Schönheit der Graldichtung, der Wolframschen Diction den weitreichendsten Einfluss auf seine Ausdrucksweise und seinen Wortschatz. Während also in dem grösseren ersten Teile des Wigalois *wert* nur sporadisch und dann praedicativ nach alter Sitte verwendet erscheint, fungiert es in den letzten 4000 Versen nicht weniger denn 22 mal als vorangestelltes Epitheton für Personen und Dinge [19]). Man könnte daher geneigt sein, die ausserordentliche Zunahme, welche überall in der späteren deutschen Poesie der Gebrauch dieses Beiwortes erfahren hat, ausschliesslich auf Wolfram zurückzuführen: hat er doch, wie Jemand [20]) sehr hübsch bemerkte, die ganze Welt verrittert, und *wert* dient bei Wolframs Nachahmern Berthold von Holle und Albrecht zur stereotypen Bezeichnung alles

ritterlichen Wesens. Aber in ähnlicher Weise wie Wolfram, ebenfalls auf Personen wie auf Sachen bezogen, freilich bei weitem nicht so häufig, verwenden das Adjectiv auch die Verfasser der Klage, der Kudrun und namentlich des Biterolf. Darf ich nach Andeutungen schliessen — denn eingehend hat sich meines Wissens Niemand darüber geäussert —, so war man bisher geneigt anzunehmen, dass *wert* als schmückendes Beiwort von Alters her der Volkspoesie eigne, da man ja schon im ags. Beovulf von einem *veord man* liest, und dass sein massenhaftes Auftreten in Wolframs Erzählungen sich aus dessen nahem Verhältnis zur volkstümlichen Dichtung erkläre. Aber, wenn auch eingeräumt werden mag, dass es gesonderte Stilgattungen in Deutschland vor dem Eindringen des ritterlich-höfischen Wesens und vor dem letzten Drittel oder selbst vor der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gegeben habe, ein gesonderter Wortschatz der geistlichen Poesie auf der einen, des Volksepos auf der anderen hat nicht bestanden: nur traten, wie begreiflich, entsprechend den verschiedenen Vorstellungskreisen beider die einzelnen Bestandteile des Wortvorrats in verschiedenem Grade in den Vordergrund. Man scheint den formellen Charakter der volkstümlichen Dichtung des 12. Jahrhunderts allzu sehr nach dem Salman und Morolt, dem Oswalt und dem Orendel bemessen zu haben; doch diese Spielmannsprodukte, die sämtlich nur von Handschriften des 15. Jahrhunderts überliefert sind, reichen in der uns vorliegenden Gestalt nicht über die Mitte des 13. Jahrhunderts, nicht über die Zeit des Wolfdietrich D hinauf. Lässt sich also der Gebrauch des Epithetons *wert* in Oberdeutschland vor den achtziger Jahren des 12. Jahrhunderts bis auf zwei vereinzelte und recht zweifelhafte Spuren nicht nachweisen, während doch die zahllosen Legenden und die Kaiserchronik reichlichsten Anlass geboten haben würden, einen *werden gotes holden* oder einen *werden gotes kneht* vorzuführen, so müssen wir schliessen, dass das ebenso plötzliche wie massenhafte Auftreten des Wortes in mehreren Gedichten aus dem Kreise der deutschen Heldensage um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts eine Neuerung bezeichnet und ein Eindringen höfischer Elemente bedeutet. Dazu stimmen mehrere sonstige Umstände. Nur zwei unter den Nibelungenliedern der Redaction A bedienen sich, an drei Stellen im ganzen, unseres Beiwortes, welches hingegen in den Zusätzen der Redactionen B C des öfteren begegnet. Das aus der Mitte der zwanziger Jahre des 13. Jahrhunderts stammende Spielmannsgedicht Ortnit bietet bloss einen Beleg [21]). Und die Composition der Biterolffabel setzt das Vorhandensein höfischer Erzählungen aus dem Bereiche der

Artussage voraus: die Ausfahrt Dietleibs, um seinen Vater aufzufinden, ist mit Recht der Suche des Wigalois in Wirnts Gedichte verglichen worden. Aber einen direkten Einfluss Wolframs auf den Biterolf oder gar auf die Klage wird man schwerlich statuieren dürfen. So bleibt wohl nur die Annahme übrig, dass bereits vor Wolfram in niederrheinischen und mitteldeutschen höfischen Gedichten, welche verloren gegangen sind, oder, um noch vorsichtiger zu argumentieren, in der mitteldeutschen und niederrheinischen Umgangssprache ritterlicher Kreise, der Gebrauch des Adjectivs *wert* weitere Ausdehnung gewonnen hatte und von dort nach dem Süden drang. Eine Bestätigung dafür erblicke ich in dem Verhalten der mitteldeutschen Bruchstücke des Romans Athis und Prophilias, während die Bearbeitung von Eilharts von Oberge Tristrant minder verlässige Schlüsse gestattet [22]).

Kürzer kann ich mich hinsichtlich der beiden anderen Eigenschaftsworte fassen, welche ich noch besprechen will: *kluoc* und *gehiure*. Die Etymologie von *kluoc* liegt ganz im Dunkel, wir wissen nicht einmal mit Bestimmtheit, ob das Adjectiv germanischen Ursprungs oder entlehnt ist. Ahd. begegnet es nirgends. Die ältesten Belege für sein Vorkommen in der mhd. Litteratur, welche ich kenne, gewähren die soeben genannten Athisfragmente und die Bearbeitung des Eilhartischen Tristrant [23]). Dann aber folgt sofort Wolfram von Eschenbach, welcher in seinem Parzival das Wort 12 mal, in seinem Willehalm zweimal anwendet, bis auf eine Stelle stets im Reime [24]). Es steht bei ihm sowohl attributiv als praedicativ, ohne Ausnahme jedoch auf Personen bezogen, nicht auf Sachen. Und die Beschränkung auf den Reim verbleibt das 13. Jahrhundert hindurch dem Worte in der weit überwiegenden Zahl der Fälle, in denen es von Personen ausgesagt wird: Konrad von Würzburg zum Beispiel, der es in den weltlichen Gedichten 40 mal, in den geistlichen niemals gebraucht, bedient sich seiner immer nur im Reime. Aber daneben entwickelt sich eine Übertragung des Adjectivs auch auf Sachen und Eigenschaften, man spricht von 'klugen Gürteln', 'klugen Händen', von 'kluger Weisheit' und namentlich von 'kluger Abenteuer' in einer Weise, die heute befremdet, die sich aber sehr wohl aus der Grundbedeutung 'geschickt, zierlich' erklärt. Am frühesten und dort sogleich allein herrschend tritt die neue Manier auf in der Krone des Heinrich v. d. Türlin, welche, wie man annimmt, um das Jahr 1220 gedichtet wurde: hier steht *kluoc* niemals im Reime [25]). Und auch später überwiegt bei dieser Verwendung des Adjectivs die Stellung im inneren Verse. Es scheint also, dass *kluoc* aus der mitteldeutschen Sprache

übernommen und vielleicht erst durch Wolfram in Süddeutschland heimisch gemacht ist.

Endlich *gehiure*, unser 'geheuer'. Während seine Negation *ungehiure* seit den ältesten Zeiten in hochdeutscher Rede üblich war, begegnet *gehiure* zuerst [26]) bei dem Augsburger Priester Wernher im Jahre 1172 einmal auf *fiure* reimend [27]), in der Folgezeit nur wenige Mal [28]), bis es Wolfram zu einem seiner beliebtesten Epitheta erhebt, das er im Sinne von 'schön, vortrefflich' sowohl lebenden Wesen wie Dingen beilegt: ich zählte bei ihm gegen 30 Beispiele. Nun ist es höchst merkwürdig, zu beobachten, dass das Adjectiv von allem Anfang an, bei Wolfram, und das ganze 13. Jahrhundert über regelmässig, fast ohne jede Ausnahme [29]), im Reime steht, wenn es als schmückendes Beiwort fungiert, dass hingegen beinahe ebenso ausschliesslich die Stellung im inneren Verse beliebt wird, wenn es die Bedeutung, welche sich im nhd. 'nicht geheuer' erhalten hat, besitzt, d. h. wenn es den ausdrücklichen oder mindestens den empfundenen Gegensatz zu *ungehiure*, unheimlich, bildet. Während das positive Adjectiv in Oberdeutschland erst seit dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts sich nachweisen lässt, existierte es im ags. und altn. längst; auch mnl. und mnd. ist es vorhanden. Wir werden demnach mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, dass *gehiure* in der Function eines schmückenden Beiworts von der mhd. Poesie gleichfalls aus Mitteldeutschland entlehnt wurde.

Was im einzelnen für die Chronologie mhd. Litteraturdenkmäler aus Beobachtungen, wie sie eben angestellt wurden und zweifellos in grösserem Umfange noch gemacht werden können, zu gewinnen ist, liegt auf der Hand und soll hier nicht näher ausgeführt werden. Wesentlicher scheint es mir, mehrere Schlüsse allgemeiner Natur zu ziehen. Bevor ich indessen das thue, suche ich noch von einer anderen Seite her das Material zu vermehren.

Bekanntlich hat es während der ahd. Periode keine über den Mundarten stehende Schriftsprache gegeben, vielmehr bediente sich jeder Schreibende seines heimischen Dialekts. Für die mhd. Zeit hingegen wird von der Mehrzahl der Forscher die Existenz einer solchen Schriftsprache, einer höfischen, besser gesagt einer Litteratursprache behauptet. Eines der Argumente, welche zu Gunsten dieser Annahme geltend gemacht sind, nahm man von den sogenannten unhöfischen Worten her. Bei den höfischen Dichtern der Blütezeit, insbesondere bei Hartmann von Aue und zumal in dessen Iwein, kommen nämlich eine Reihe von Ausdrücken für den

Ritter wie *helt*, *wîgant*, *recke*, *degen*, eine Anzahl von adjectivischen Epithetis wie *mære*, *balt*, *ellenthaft*, *gemeit* und andere, endlich verschiedene formelhafte Wendungen selten oder gar nicht vor, während das Volksepos sich ihrer mit Vorliebe bedient. Man schloss daraus, dass die genannten Termini der feinen Hofsprache nicht mehr gemäss gewesen und darum von den meisten Poeten ausser Wolfram mit bewusster Absicht gemieden seien: natürlich muss dann eine solche eklektische Sprache als über den Volksmundarten stehend betrachtet werden. Gegen diese Hypothese sind von mehreren Seiten stichhaltige Einwände erhoben worden, und heutigen Tages überwiegt die Ansicht, dass es sich bei den sogenannten unhöfischen Worten um Ausdrücke handele, die zwar im gewöhnlichen Verkehr veraltet waren, aber gerade darum für besonders edel und der poetischen Sprache angemessen galten. Obwohl ich nicht über eine so vollständige Induction verfüge, dass ich die Frage in ihrer Totalität definitiv zu entscheiden vermag, so bezweifle ich doch, dass die zur Zeit herrschende Meinung in allen Fällen das wahre trifft, glaube vielmehr, dass verschiedene Momente wirksam gewesen sind. M. Haupt hat die Adjectivbildungen auf *-sam* für unhöfisch erklärt [30]), Wörter wie unser *achtsam*, *ehrsam*, *fügsam*, *furchtsam*, *gehorsam*, *sittsam*, *sorgsam*. Wenn aber Wolfram, der sonst dem Stile des Volksepos unbedingt huldigt, und wenn die Nibelungen solche Adjectiva fast ganz meiden, dagegen Gottfried von Strassburg eine neue Bildung der Art auf die andere häuft, so kann Haupts Deutungsversuch schwerlich als richtig anerkannt werden. Andererseits lässt sich kaum glauben, dass eine Compositionsweise, die in ahd. und frühmhd. Zeit überaus häufig ist, aber auch jetzt bei uns noch gang und gäbe, plötzlich in den ersten Decennien des 13. Jahrhunderts hätte für altertümlich angesehen werden sollen. Meines Erachtens hat man zwei Punkte nicht genügend erwogen. Einmal, dass sowohl die Dichtung der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts als während des 13. Jahrhunderts die in der Nibelungenstrophe und ihren Variationen abgefassten Volksepen — und das sind die meisten und umfangreichsten unter den uns erhaltenen — auf stumpfe Reime beschränkt waren, während die erzählenden höfischen Gedichte nach Belieben mit stumpfen und klingenden Reimen wechseln konnten; die Adjectiva auf *-sam* begegnen aber vorwiegend im Reime. Zweitens hat man nicht beachtet, dass die Poesie des 12. Jahrhunderts zum Ausdruck des Begriffes, dem die Bildungen auf *-sam* dienen, im allgemeinen nur noch Compositionen mit *-haft* oder mit *-lîch* verwendet, *sorcsam* und *sorchaft*, *freissam* und *freislîch*, während die höfische Dichtung

über die ganze Fülle der Adjectiva auf *-bære* verfügt: *êrbære* neben *êrhaft* und *êrsam, lobebære* neben *lobesam* [31]). In anderen Fällen jedoch werden die sogenannten unhöfischen Worte thatsächlich als veraltete, nur in der Dichtersprache conservierte Bestandteile des Wortschatzes zu betrachten sein. Dies gilt zunächst für das Substantiv *wîgant*, der Kämpfer, der tapfere Mann. Spätestens gegen Ende des 13. Jahrhunderts stirbt es aus; bei Konrad von Würzburg, im Reinfried von Braunschweig, wo doch reichliche Gelegenheit zu seiner Anwendung vorhanden gewesen wäre, fehlt es gänzlich, und bereits der Stricker um 1230 hatte, als er das Rolandslied des 12. Jahrhunderts erneuerte, von 19 Fällen, an denen er *wîgant* vorfand, bloss einen einzigen beibehalten; nhd. ist es bekanntlich nur in den Familiennamen *Wiegand* und *Weigand* bewahrt worden. Aber schon das ganze 12. und 13. Jahrhundert über findet sich *wîgant* fast ausschliesslich im Reime von den Dichtern gebraucht [32]). Dass diese auffallende Thatsache nicht durch die Annahme erklärt werden kann, die Form der Endung *-ant* habe sich dem Reime besonders bequem gefügt, geht daraus hervor, dass das gleichartige substantivierte Particip *vîant*, der Feind, im 12. Jahrhundert und später, so lange diese seine volle Gestalt sich erhält, keineswegs auf den Reim beschränkt sich erweist. Dagegen begreift es sich leicht, warum man das veraltete Wort im Reime conservierte: weil nämlich für den eigentlich der höfischen Poesie adaequaten Ausdruck *ritter* sich schwer ein Reim bot, *bitter* und *zitter* passten nur selten in den Zusammenhang und treten darum unhäufig und erst bei jüngeren Dichtern auf. Ebenso steht es mit dem Adjectiv *gemeit*, froh, stolz. Aus dem 12. Jahrhundert kenne ich nur eine einzige Stelle, an der dies verbreitete Wort im inneren Verse vorkommt [33]); während des 13. Jahrhunderts bemerkte ich es ausserhalb des Reimes in attributiver Stellung nur zweimal, in praedicativer ganz vereinzelt [34]). Da Zahlen verdeutlichen, so will ich erwähnen, dass Berthold von Holle in seinen drei Romanen, so weit sie auf uns kamen, 238 mal das Adjectiv gebraucht, ohne Ausnahme als Reimwort. Auch im 14. Jahrhundert und den folgenden ist, so viel ich sehe [35]), die Verwendung bei den Poeten wesentlich an den Versschluss gebunden. Syntaktische Gründe können dazu schwerlich den Anstoss gegeben haben, denn in der älteren Zeit wenigstens begegnen auch flectierte Formen des Wortes, nicht bloss die flexionslose. Ähnlich wird es sich endlich mit dem Adjectiv *balt*, kühn, verhalten, von welchem wir heute nur noch die zur Temporalpartikel gewordene Adverbialform *bald* allgemein gebrauchen. Obwohl ich hiefür keine systema-

tischen Beobachtungen angestellt habe, glaube ich doch mit einiger Sicherheit behaupten zu dürfen, dass es, abgesehen von der festen Formel *baldez ellen*, kühne Kraft, vorwiegend dem Versende gebührt.

Gewisse veraltete oder veraltende Elemente des Sprachschatzes also sind in der mhd. Poesie an den Versschluss gebannt. Dort liess das Bedürfnis des Reims diese der lebenden Sprache fremden Worte noch eine künstliche Fortexistenz fristen. Wir haben aber auch gesehen, dass die von der höfischen Poesie neu oder in neuer Bedeutung eingeführten Adjectiva, die speziell höfischen Epitheta *klâr*, *wert*, *kluoc*, *gehiure* entweder überhaupt oder wenigstens in der ersten Zeit ihres Auftretens nur reimend vorkommen. Demnach wird es erlaubt sein, auch den Satz aufzustellen: Worte, welche die mhd. Dichtung stets oder zumeist im Reime verwendet, gehören der Sprache des täglichen Lebens nicht an, sondern sind Bestandteile der Dichtersprache. Erst ihr zunehmender Gebrauch im Versinneren lässt uns schliessen, dass die Umgangssprache begonnen hat, sich ihrer zu bemächtigen. Doch dann ergibt sich noch weiteres. War die Diction der mhd. Poeten eine über die Rede des gemeinen Lebens erhabene, ist es richtig, dass mitteldeutsches und niederdeutsches Sprachgut in sie Aufnahme fand und erst durch ihre Vermittelung allmählich auch in die oberdeutschen Dialekte, wie das bei *klar* und *klug* der Fall, übergieng, so können die mhd. Dichter sich nicht ihrer heimischen Mundarten bedient, es muss vielmehr eine übergeordnete höfische, eine Litteratursprache bestanden haben. Ferner erhellt, dass die landläufige Methode der Bestimmung von Entstehungsort und Entstehungszeit mhd. Denkmäler aus den Reimen nicht überall reine und sichere Resultate zu erzielen vermag. Denn der traditionelle Charakter mancher Reimbindungen trübt oder verschiebt das Bild der individuellen Eigenart des Dichters und lässt seine Werke nicht selten erheblich älter erscheinen als sie in der That sind. Darum bedürfen wir, wie ich schon Eingangs hervorhob, auch von diesem Gesichtspunkte aus eines mhd. Reimlexikons, welches die erstarrten und die lebendigen Bestandteile des Wortvorrates scheiden lehrt.

Betrachtungen, wie sie angestellt wurden, mögen kleinlich erscheinen. Aber in der Wissenschaft gibt es nichts unbedeutendes oder gleichgiltiges: das kleine wie das grosse muss beobachtet, allseitig erwogen und in seinen Zusammenhang eingereiht werden, damit der Tempel der Selbsterkenntnis der Menschheit immer schöner gegliedert, immer reicher ausgebaut sich darstelle. Insbesondere der Philologie jeglicher

Observanz ist die Andacht zum kleinen heilige Pflicht. Auf der stricten Erfüllung dieses Gebotes beruht zu gutem Teile der ethische Wert und der pädagogische Nutzen, um derentwillen ihr ein massgebender Einfluss auf den Jugendunterricht eingeräumt ist. Wer unter der strengen Zucht der Philologie gelernt hat, auch das scheinbar geringfügige mit aufmerksamer Treue zu beobachten und in seiner Entwickelung nach vorwärts wie nach rückwärts zu verfolgen und zu erfassen, der weiss, dass eine jede Zeit aus sich selber zu beurteilen ist, und dem droht nicht die Gefahr, dass er die Dinge der Vergangenheit von einseitig modernem oder subjektivem Standpunkt aus betrachte und verfälsche. Der Lehrer aber, der solchen echt historischen Sinn sich erworben hat, wird auch darnach streben, ihn seinen Schülern einzuflössen, und ihnen damit einen unvergänglichen Schatz für das Leben sammeln. Denn der historische Sinn, auf praktische Verhältnisse übertragen, ist der Geist der Duldung und der Gerechtigkeit: was man in seinem geschichtlichen Werden begreifen kann, darüber spricht man nicht vorschnell ab, dem schiebt man nicht unlautere Motive unter, das achtet man.

Dieser Geist der Duldung und der Gerechtigkeit herrscht, wie wir mit uneingeschränkter Freude bekennen dürfen, in unserem bayerischen Staatswesen und findet seinen vollkommensten Ausdruck in der Person des erhabenen Fürsten aus dem ruhmreichen Geschlechte der Wittelsbacher, dessen kraftvoller Hand die Geschicke des Vaterlandes anvertraut sind. Die Universität Erlangen aber ist stolz auf den Vorzug, dass der hohe Herr sie in seinen besonderen Schutz genommen hat und als Rector magnificentissimus über sie gebietet. Möge die Friderico-Alexandrina allzeit solcher Ehre sich würdig erweisen, möge sie wachsen und gedeihen, Bayern zum Ruhme und der deutschen Wissenschaft zum Frommen!

Anmerkungen.

1) Vom Glauben 1439. 2818.

2) QF. 12, 36 Anm.

3) Marienlieder 89, 37. 99, 33. 100, 2. 115, 7; 89, 31. 99, 9. 34. 38. 100, 1. 5. 13.

4) Floyris 26. 60; die Ergänzung V. 235 ist unsicher.

5) Alexander S 3556.

6) Serv. 579. 963. 1831. 2068. 2077. 2372. 3141. 3161. 2, 301. 666. 681. 860. 865. 933. 1934. 2676. Lieder MF. 62, 5, das Verbum *klâren, verklâren* ib. 59, 25. 65, 13.

7) Anz. f. d. A. IX, 36.

8) Sicher vorwolframisch sind nur folgende Belege: Burggraf von Rietenburg MF. 19, 23. Servatius (Zs. 5) 600. 913. 2152. Hartmann, Gregor 3436. Iwein 7264. 7385. Wirnt 878. 896. 4632 (wegen 8719 s. unten Anm. 19). Konrad von Heimesfurt, Himmelfahrt 601. — Des Albertus S. Ulrich (661), die Margarethenlegende Zs. 1 (457), Alexius A (267) s. Germ. 4, 463, die Warnung (1841. 2123) halte ich für jünger, und auch Ulrichs von Zatzichofen Lanzelet (3897. 4773. 5705. 6649. 7049) datiere ich später als man gemeinhin thut. — Salman und Morolt, Orendel, Oswalt lasse ich hier wie im folgenden ausser Betracht, s. S. 10.

9) Wenn die Nibelungenhandschrift A an zwei Stellen (Nib. 1594, 4 und Klage 355) gegen alle anderen Manuscripte *klâr* auf Frauen anwendet, oder wenn die Handschrift C Klage 1432 *diu vil chlâre* einsetzt — wo sicherlich *zewâre : gebâre* (vgl. Varianten zu 1468) das ursprüngliche ist, nicht Lachmanns *swære* —, so erblicke ich darin höfische Änderungen, die unter Wolframs Einfluss zu Stande kamen; vgl. auch Bartsch, Nib. 2, 2 p. XIX Anm.

10) Deutsches Wb. 5, 985.

11) Herbort 600. 2187. 2492. 3084. 3253. 3256. 7450 *(er was fier unde klâr)*. 7696. 9223. 9284. 9296. 10955. 16354. 17073. Hierher gehören wohl auch die Fälle aus dem mitteldeutschen Brandan 462. 469. 1142. 1166. 1229. 1780. 1811.

12) Otfried 2, 17, 1 *Ir birut mihil werda salz therera erda* fassen die Erklärer: 'ihr seit ein sehr kostbares Salz dieser Erde'. An dem Enjambement zwar wird man keinen Anstoss nehmen, vgl. die analogen Fälle 1, 4, 6. 10, 2. 7. 12, 32. 14, 3. 17, 38. Aber *mihil werda* kann nicht hinzugefügt sein, 'um den Unterschied vom gewöhnlichen Salze, das keinen hohen Wert hat, hervorzuheben': denn die besondere Beziehung dieses Salzes ist in *therera erda* enthalten (wie denn auch die nächste Zeile nur von *salzan woroltdati* redet) und es wäre abgeschmackt, einen Unterschied zwischen mehreren Arten solchen Salzes zu statuieren. *werda* dürfte vielmehr Nom. pl. masc. sein, des Reimes wegen statt des gewöhnlichen *werde* gesetzt: 'ihr seit sehr

wertvoll, nämlich das Salz dieser Erde'. — Graffs Citat (1, 1011) 'A. S. N. *uuerdez* Bo. 5.' findet sich in Notkers Boethius nicht.

13) Vgl. Haupt zu Neidhart 98, 21.

14) Exodus ed. Kossmann 958 *dâ wirt daz opfer vil wert (: Orêb);* Johannes der Täufer Fundgr. 1, 140, 6 *sîn lop ist wert unde breit;* Vorauer Bücher Mose 10, 25 *dennoch hete werdĕ (: erde),* falls da nicht *werde* zu lesen. Denn die Belege aus dem Leben Jesu der Görlitzer Hs. Fundgr. 1, 161, 8 *die werden* und 162, 16 *der vil werde* erweisen sich durch die Vorauer Hs. als unursprünglich. Reinhart 2178 *daz manec lôser werder ist ze hove* gehört vielleicht nur der Umarbeitung an. Margaretha (Germ. 4) 527 *diu maget werde* ist jünger. Selbst der so viel spätere Thomasin von Zirclaria, der aber von der höfischen Dichtung nach stilistischer Seite unbeeinflusst geblieben ist, verwendet *wert* nur in unflectierter Form (1442. 6426. 7153. 7753. 8146. 8671. 8687. 9206. 9251. 13904) und bloss zweimal als nachgesetztes Epitheton. Die Beispiele aus Wernhers Maria in der Berliner Hs. unterliegen Bedenken; 160, 24. 211, 19. 212, 16 weicht A ab, 172, 41. 195, 28 fehlt die Controle der anderen Manuscripte. Was das Mhd. Wb. 3, 601[a] aus der Wiener Genesis Fundgr. 2, 80, 42 beibringt, beruht auf Missverständnis.

15) Rulant 277, 11 *wol ir gote werde (: erde).*

16) Marienlieder 77, 20 *dîne ôtmûdicheit is worden wert;* 108, 23 *wat crêatûren wart ie sô wert;* 117, 33 *he ist sô wert;* 123, 10 *it machet dine martilie wert;* — 80, 20 *godes wirdinne wert inde hô;* 114, 16 *über alle martelêre wert inde grôz;* — 4, 2 *du werde;* 47, 20. 52, 2 *aller werdeste aller wîve;* 114, 24 *werdere dan — is engein;* — 69, 11 *de werdeste trôn;* 116, 31 *der werdere gemmen is he ein;* 129, 15 *deme werdeme wirde.* — Servatius 2197. 2607. 2897. 2996. 3061. 2, 678 *Servacius die werde;* 2, 319. 630 *Servacium den werden;* 2877 *die heilige ende die werde;* 3165 *den heilighen ende den werden;* 3148 *liecht dat werde;* 188 *den godes knecht den werden;* — 1641 *onsen werden heylande;* 2609 *den werden heer;* 2754 *syn woert graff (?);* 2850 *dat vel werdighe heilicdoem;* 2873 *dat werdighe ghebeine;* 2, 550 *der werdige sinte Lamprecht;* 2458 *alre werdichste uutverkoren.*

17) Eneit 7967 *Pallanten den werden;* 8261 *helt werden;* 9125. 9393 *Kamille die werde.*

18) Ich stelle die ältesten Belege zusammen: Spervogel MF. 21, 33 *werden man;* 26, 11 *der werden Oetingære;* Meinloh MF. 12, 1. 3 *werden wiben;* Johansdorf MF. 93, 1 *vil werde küneginne;* Adelnburg MF. 148, 27 *werder lip;* Moriz von Craun 291 *werde liute;* S. Ulrich 631 *werder bote,* 702 *ein werder man;* Alexius A 105 *manegen werden man;* Nibelungen IV 542, 1 *werder gast,* XI 1176, 1 *werden man,* 1257, 3 *werden gast;* Hartmann, Erec 5258. 8188 *die (dise) werden geste,* 7195 *dem werden gast,* Iwein 2667 *werden gastes,* 2883 *ein werder man,* Lieder MF. 205, 21 *werden libes;* Kindh. Jesu 2106 *dise werden geste,* K. v. Heimesfurt, Urstende 110, 58 *zwêne hôhe werde man,* 121, 62 *werde geste.*

19) In der ersten Hälfte des Wigalois nur 1271 *daz er den liuten wurde wert,* 2335 *des müezen die werden der boesen engelten,* 5777 *daz werder ist ein sinnec man;* dagegen in der zweiten Hälfte ausser 8348. 8776. 9565 *ist (si, was) — wert:* 7576 *werder kneht,* 8188. 9382 *werden man,* 9090. 9098. 9128. 9543 *werde man,* 11395. 11516 *werder man,* 8999 *werder pris,* 9095 *werde künec,* 9133 *werde gesellesch
aft,* 9244. 9295. 11273 *werde degen,* 9310. 11471 *werden degen,* 10954. 11103. 11137 *werder degen,* 9860 *werden küniginne,* 10677 *werde helt.* — Trotz der Legion schablonenhafter Dissertationen und Programme über Wirnt scheint noch nicht angemerkt, dass mehrere der ihm vorgeworfenen sogenannten unhöfischen Worte erst im zweiten Teil seines Gedichtes vorkommen, also Wolfram abgelauscht sind: so *ellenthaft* (9393. 9526. 9626), *wolgeborn, ûzerkorn, ûzerwelt.* Auch *fier* (10581. 10843. 11652), *geil* (8800. 9523), *stolz* (7814. 8869. 8940.

10915), *kluoc* (10687) und *sân* (10192. 11078. 11244. 11320. 11437) gebraucht er erst unter Wolframs Einfluss.

20) Bock QF. 33, 8.

21) Ortnit 90, 4 *manegen werden gast.*

22) Athis A* 2 *mit werdin vlîzin*, C 115 *werde rittirscaf*, C* 48 *ein wert brûtegoum*, E 54 *die werdin vrouwin*; 71 *durch werdir êrin bejac;* ausserdem A 70. B 76 *den werdin*, C* 83 *die werdin.* — Eilhart X nenne ich darum mit Reserve, weil von sämtlichen Belegen nur vier (5505. 5745. 6666. 9244) in der Hs. H resp. B sich vorfinden, die übrigen bloss in D. Die Stellen sind die folgenden: 644 *der werde koning*, 776 *des werdin koninges*, 781 *got der werde guote*, 1221. 5183 *der werde degin*, 1435. 5745 *Tristrant der werde*, 5274 *der werde gast*, 5505 *der helt werde*, 6666 *der werden küniginne*, 7363 *der werdin frouwen din*, 7456 *der werde Tristrant*, 8551 *werdin helde*, 9244 *Tristrande deme werdin.*

23) Athis E 114 *der hêrre wis was unde kluoc*, F 68 *done was sie leidir niht sô kluoc.* Eilhart X 26 *her ist klûkir sinne ein kint*, 842 *alsulchir clûgin rête*, beide Mal freilich nur in D. — Also ist Scherers Ergänzung Denkm. XXXVII, 10, 14 *clûgi* unmöglich. Auch im Leben Christi (Zs. 5, 19) 76 *daz nieman so gug noch so weise* wird Pfeiffers Vorschlag *kluoc* zu verwerfen sein. Dagegen braucht Margaretha (Germ. 4) 366 *si was in sinem dienste chluoc* nicht mit Bartsch S. 470 in *vruot* geändert zu werden.

24) Parz. 59, 30. 72, 26. 156, 8. 157, 4. 210, 19. 228, 13. 231, 15. 234, 9. 244, 11. 272, 4. 406, 1. 413, 6. Will. 269, 20. 394, 6.

25) Krone 3488. 15163. 15710. 17362. 18231. 20587. 21346. 21948. 28978. 29360, ausserdem 14735 *kluocheit*, 14618 *cluoclich.*

26) Graffs Ansatz *hiuriu dira* R. (4, 1014) ist falsch, s. Ahd. Gll. 1, 109, 21.

27) In der ursprüngl. Gestalt der Maria, Anz. des germ. Museums 1862 S. 114, 60.

28) Iwein 1387 *von gehiuren dingen*, Wigalois 937 *sô gehiure (: crêâtiure)*, Eraclius 729 *diu gehiure (: tiure)*, 2187 *was gehiure (: siure)*, Albertus S. Ulrich 937 *dirre gehiure (: mûre)*, K. v. Heimesfurt, Himmelfahrt 512 *diu gehiure (: tiure).*

29) Reinfried von Braunschweig 15268 *sam diu gehiure Tysabê;* Wilhelm von Wenden 1696 *die gehiuren werden wol bedâht;* Wolfdietrich D V, 195, 2 *den helt gehiure* (in der Caesur).

30) Zu Engelhard 1185 vgl. zu Erec 214. Haupts Sammlungen sind aber weder vollständig noch zuverlässig: in der Guten Frau z. B. steht neben *gehôrsam* 2136. 2577 auch *genôzsam* 52 und *liebesam* 78, Flecke hat *lobesam* 471, *minnesam* 2276, *lussam* 3095. 7747, Wolfram bietet *gehôrsam* ferner Tit. 50, 2.

31) Ausser *offenbâre*, *offenbârliche* und *sunderbâr*, die als Adverbia fungieren, finde ich in der Dichtung des 12. Jahrhunderts vor dem Veldeker nur folgende Beispiele: Wiener Gen. 32, 14 *frambâre*, desgl. im Physiologus 76, 23 (aus der Prosa, bei Massmann 312, herübergenommen), Exodus 429 *trôstpâre*, 705 *agebâre*, Rolandslied 179, 23 und Rother 4316 *hovebâre*, Kaiserchr. 136, 4 *wandelbære* als Subst., Hartmann, Vom Glauben 155 *redebære*, 512. 1429. 1863 *schînbære*, Litanei 189 Massmann *redebâre*, H. v. Melk, Erinnerung 226 *wandelbære*, Priesterleben 151 *unsagebære*, Wernher vom Niederrhein 41, 23 *wandelbêric*, Wernher von Elmendorf 345 *dankbêre*, Anegenge 30, 16 *unhelbære*, 39, 12 *unwandelbære.* In Wernhers Maria bietet 182, 12 die Berliner Hs. *freudenbære*, A aber weicht ab. *lobebêre* Graf Rudolf γ^b 8 ist ergänzt. Auch verdient angemerkt zu werden, dass die Nibelungen, abgesehen von dem *lobebære* der späten ersten Strophe, keinen Beleg aufweisen. Hingegen steht im Biterolf *êrbære*, *freidebære*, *freudenbære*, *lobebære*, *redebære*, *strîtbære* 23 mal. Das stimmt zu den Ausführungen oben S. 10. — Während die meisten

höfischen Dichter die Adj. auf *-bære,* da sie drei Hebungen auszufüllen vermögen, im Reime verwenden, bedient sich Wolfram, der diese Bildungsweise bevorzugt, ihrer unter 89 Fällen 81 mal im inneren Verse. Nächst Wolfram gebraucht Gottfried sie am öftesten, er indessen überwiegend im Reime; derselbe Poet liebt aber gleichzeitig die Composita mit *-sam* und mit *-haft.*

32) *Wigant* im inneren Verse während des 12. Jahrhunderts nur Rother 671, Orendel 2109, Eilhart X 4015 (sonst 42 mal im Reime), während des 13. Nibelungen 943, 4, Lanz. 2636. 6864 (daneben 47 mal im Reime), Reinbot 1699, Heidin (Bartsch, Md. Ged. 41) 54, Karlmeinet 521, 13 nach Bartsch S. 349, U. v. Eschenbach, Alex. 13283. 15194 (gedruckt steht 15594). 15352, Jüng. Tit. 2677, 4 (in der Caesur). Serv. (Zs. 5) 85 ist wohl verderbt.

33) Eneit 2217 *vele gemeit maken* praedicativ. — Wer übrigens *gemeit* zu einem spezifisch unhöfischen Worte stempelt, übersieht, dass es im 13. Jahrhundert eigentlich nur Gottfried von Strassburg und Wolframs Titurel und Willehalm gänzlich fehlt, im 12. hingegen ziemlich zahlreichen und umfänglichen Denkmälern abgeht: der Exodus, Hartmanns Glauben, Wernhers Maria, dem Rother, Heinrichs von Veldeke Servatius.

34) Attributiv: Eraclius 1446 *gemeiter vol,* Mantel 335 *an den gemeiten frouwen.* An der ersteren Stelle haben die Hss. B und C (Zs. 31, 309) charakteristischer Weise Anstoss genommen und *genæmer* eingesetzt. Wigamur 2377 ist *gemeit* aus metrischen Gründen wohl zu entfernen. Praedicativ: MF. 33, 1. Jüng. Tit. 1102, 4, aber in der Caesur; sonst Margaretha (Zs. 1) 497 *diu frouwe des gemeit wart,* Neifen 21, 37 *dannoch was gemeit min lip,* Albrecht von Halberstadt (Zs. 11, 363) 123 *er was gemeit unde vrô,* U. v. Lichtenstein, Frauendienst 496, 17 *er ist gemeit und dar zuo vrô.* — Jüng. Tit. 2956, 4 *der ungemeite* in Caesur.

35) D. Wb. 4, 1, 2, 3272 ff.